

Für unsere Kinder

Nr. 5 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1911

Inhaltsverzeichnis: Vertrauen. Von Friedrich Hebbel. (Gedicht.) — Von einem Wunder. Von Roland. — Alexander und Buzephalos. Von Hans Lanrud. — Die Nixen. Von Friedrich Müldert. (Gedicht.) — Lebensgeschichte eines Massai. Von Joseph Thomson. (Schluß.) — Wunderbare Reise einer Mählermans und ihr trauriges Ende. Von Fr. Pritschow. (Schluß.) — Herbstwanderung. Von Emma Döhl. (Gedicht.)

Vertrauen.

Von Friedrich Hebbel.

„Sag an, o lieber Vogel mein,
Sag an, wohin die Reise dein?“
Weiß nicht, wohin,
Mich treibt der Sinn,
Drum muß der Pfad wohl richtig sein!

„Sag an, o liebster Vogel mir,
Sag, was verspricht die Hoffnung dir?“
Ach, linde Luft
Und süßer Duft
Und neuen Lenz verspricht sie mir!

„Du hast die schöne Ferne nie
Gesehen und du glaubst an sie?“
Du fragst mich viel,
Und das ist Spiel,
Die Antwort aber macht mir Mühl!

Nun zog in gläubig-frommem Sinn
Der Vogel übers Meer dahin,
Und linde Luft
Und süßer Duft,
Sie wurden wirklich sein Gewinn!

○ ○ ○

Von einem Wunder.

„Nein, an Wunder glauben wir nicht!“ ruft ihr und schüttelt ungläubig die Köpfe.

Nun, wovon ich erzählen will, das ist nicht solch ein Wunder, wie ihr es im Sinne habt. Es hat keine Ähnlichkeit mit den frommen Märchen der Bibel, und hat mit Zauberei, Hexenkunst und übernatürlichen Dingen nicht das geringste zu tun. Und doch bleibe ich dabei: Es ist ein Wunder.

Ich wohne in der großen Stadt Hamburg. Wer im Binnenland wohnt, denkt bei dem Wort Hamburg gewiß zuerst an den großen Hafen. Und wir Hamburger sind auch stolz

auf diesen Hafen, der einer der größten der Welt ist. Besuchen uns Freunde von auswärts, so führen wir sie vor allem zum Hafen und zeigen ihnen die Hunderte von Schiffen, die vielen Speicher, die riesigen Kräne und die großen Schiffswerften, auf denen neue Schiffe gebaut und alte wieder instand gesetzt werden. Und fühlen sich unsere Freunde bestaunt von dem Hämmern und Rollen, dem Luten und Pfeifen, von dem gewaltigen Lärm, der über all dem hastigen Getriebe schwebt, so lachen wir und sagen zu ihnen: Das ist die Musik der nimmerruhenden Arbeit, die unsere Stadt groß und reich gemacht hat. Wir fahren mit ihnen im Hafen umher und zeigen ihnen alles, was dort zu schauen ist. Eins aber sparen wir uns bis zuletzt auf. Endlich sagen wir: „So, jetzt wollen wir einmal unter dem Hafen spazieren gehen.“ „Was, unter dem Hafen?“ erwidern sie und machen große Augen und ungläubige Gesichter. —

Wir gehen zu den Landungsbrücken, an denen alle Dampfer, die Ozeanriesen wie die kleinen Elbdampfer anlegen. Neben den Landungsbrücken erhebt sich ein runder Sandsteinbau mit kuppelförmigem Dache. „Da geht's hinein,“ sagen wir und betreten den Eingang. Vor uns sehen wir sechs gewaltige Fahrstühle. In einen der vier mittleren fährt gerade ein hochbeladener Wagen, mit Pferden bespannt, hinein. Gleich hinter ihm fallen schwere Türen zu, und der Fahrstuhl sinkt langsam vor unseren Augen in die Tiefe. Nun wollen auch wir hinunterfahren. Wir betreten einen Personensfahrstuhl, die Tür wird geschlossen, und auch wir sinken in die Unterwelt hinab. Wohin mag die Reise gehen? Wie lange dauert sie? ... Ach, nun ist sie schon zu Ende. Durch die geöffnete Tür treten wir hinaus. Wir sind auf dem Boden der riesigen Halle angelangt und befinden uns mehr als 22 Meter tief unter der Straße. Wir schauen nach oben und sehen unseren Fahrstuhl wieder in die Höhe steigen und zwei andere langsam zwischen den eisernen Schienen herabgleiten. An der anderen Seite der Halle bemerken wir Treppen, die in mehreren Windungen hinauf zum Eingang der Halle führen. Durch die Fenster im oberen Teil der Halle flutet Tageslicht herein. Trotzdem ist es hier unten dämmerig. Nun schauen wir gerade

aus. Zwei endlos lange Röhren öffnen sich vor den erstauten Blicken. Wir sind im Elbtunnel. Jeder der beiden Röhrengänge ist etwa fünf Meter hoch und über vier Meter breit. In der Öffnung des rechten Ganges lesen wir auf einem Schilde: „Nach Steinwärder.“ Voller Scheu betreten wir den Gang. Ein geheimnisvoller Weg ist's. Sind wir doch unter dem Boden des breiten Elbstroms. Aber nichts erinnert uns daran, daß über unseren Häuptern der Fluß strömt; höchstens, daß ab und zu zwischen den glatten, bräunlichen Rachen, mit denen die Wände der Tunnelröhren ausgelegt sind, Bilder zu sehen sind von Fischen, Krebsen und Wasserratten, von all dem Getier, das über uns sein Dasein fristet. Hoch über unseren Köpfen ziehen auch die stolzen Dampfer dahin. „Wenn nur kein Unglück geschieht!“ denkt wohl mancher von uns. Keine Angst! Der Tunnel ist so sicher und stark gebaut, daß ein Einsturz unmöglich ist. Je weiter wir in den Tunnel hineingehen, um so mehr schwindet unsere Scheu. Wir fühlen uns ganz sicher und freuen uns über das strahlende Licht zahlreicher kleiner Glühbirnen, die ihren blühenden Schein über die Rachen rings umher werfen und das Dunkel der Nacht hier unten fast in Tageshelle verwandeln. In der Mitte des Ganges, auf dem Fahrweg, fahren die Wagen, Lastwagen und Droschken, Autos und Karren. Nachdem wir etwa zehn Minuten dahingewandert sind, stehen wir wieder auf dem Boden einer Einfahrtshalle. Diese liegt auf dem entgegengesetzten Ufer der Elbe, auf der Insel Steinwärder. Die Tunnelwanderung ist beendet. Wir können jetzt entweder uns in einem Fahrstuhl nach oben befördern lassen und der schweren Arbeit in einer der zahlreichen Schiffswerften auf Steinwärder zuschauen, oder auch durch den anderen Tunnelgang den Rückweg nach der Stadt antreten.

Nun, hatte ich nicht recht, als ich sagte: Das wäre ein Wunder!? Ist's nicht ein Wunder, daß man unter der Elbe trockenen Fußes, auf bequemer Straße hindurchwandern kann? Tunnels, die ein Gebirge durchbrechen, die unter der Erde, unter einem Bahndamm hindurchführen, kennt in Deutschland jedes Kind. Ein Tunnel aber, der einen breiten, tiefen Strom unterquert, das ist wirklich ein Wunderwerk, an das selbst unsere Jungens und Mädels von der Wasserlante nicht eher glaubten, als bis ihr Lehrer oder ihr Vater mit ihnen einen Spaziergang durch den Tunnel gemacht hatten.

Warum wurde aber der Tunnel gebaut? Wer zu früher Morgenstunde oder am späten Nachmittag am Tunnelleingang sich aufstellt, wird sehen, wie alle sechs Fahrtröhle unaufhörlich große Scharen von Arbeitern besördern. Morgens wandern diese hinüber nach Steinwärder zur Arbeit in reinlichem Arbeitszeug, mit gefüllten Kaffeeflaschen. Abends lehren sie zurück, müde, schmutzig und schweißig, den breiten Körper nach vorne gebeugt. Bisher mußten alle diese Tausende, die in den Fabriken und Werften auf Steinwärder arbeiten, jeden Morgen und Abend auf kleinen Fährdampfern über die Elbe fahren. Da standen sie dichtgedrängt, Kopf an Kopf, nicht selten vom bitterkalten Nordostwind umtost, fröstelnd und klappernd. Langsam nur konnte das Dampfboot zwischen all den vielen Fahrzeugen seinen Weg finden. Im Winter bei Eisgang, im Herbst bei dichtem Nebel kamen die Arbeiter häufig mit großer Verspätung zu ihrer Arbeitsstätte oder nach Hause. Jetzt, da der Tunnel da ist, können sie viel schneller und bequemer von einem Ufer ans andere gelangen. Und noch eins: Während die Leute bisher für Benutzung der Fähre alljährlich viel Geld ausgeben mußten, ist der Weg durch den Tunnel frei. Wagen, Karren und Fahrräder allerdings müssen eine geringe Vergütung bezahlen. Trotzdem aber wird auch bei der Beförderung von Lasten durch Benutzung des Tunnels viel an Kosten gespart.

Der Gedanke, einen Tunnel unter der Elbe zu bauen, tauchte schon vor zehn Jahren auf. Man erkannte, daß ein Verbindungsweg zwischen der Stadt und Steinwärder geschaffen werden müsse. Doch wollte man ursprünglich eine Brücke bauen, wie eine solche bereits am anderen Ende der Stadt vorhanden ist. Aber man sah ein, daß die Pfeiler der Brücke dem lebhaften Verkehr auf dem Wasser sehr hinderlich sein würden; ferner hätte man sehr hohe Brückenbogen bauen müssen, um den großen Schiffen mit ihren hochragenden Masten und Schornsteinen eine ungehinderte Durchfahrt zu ermöglichen. Darum entschloß man sich, einen Tunnel zu bauen. Er ist ja nicht der erste seiner Art. In England und Amerika gibt es bereits seit längerer Zeit eine Reihe solcher Tunnels, die unter Wasser hindurchführen. Schon im Jahre 1825 hatte man in London begonnen, einen Tunnel unter der Themse zu bauen, der nach Überwindung großer Schwierigkeiten im Jahre 1842 fertiggestellt wurde. Elf Millionen Mark hat der Elbtunnel gekostet. Das erscheint als eine riesige Summe, eine

Brücke jedoch würde noch mehr gekostet haben. Und wie gering erscheint doch diese Summe, wenn man bedenkt, daß eins der fürchterlichen Kriegsschiffe allein 50 Millionen Mark kostet. Über vier Jahre ist an dem Tunnel gebaut worden. Zunächst wurden die riesigen Schächte für die Zugangshallen an beiden Ufern ausgegraben und fertiggestellt. Dann begann man von beiden Seiten aus die Röhren durch das Erdreich unter dem Wasser der Elbe zu graben. Das war eine äußerst schwierige und gefährliche Arbeit. Langsam drang man von beiden Seiten vor. Nur zu häufig mußte man mit der Gefahr rechnen, daß Erde und Wasser mit ungezügelter Wucht hereinbrächen und schweres Unheil anrichteten. Um dieser Gefahr zu begegnen, wurde unter erhöhtem Luftdruck gearbeitet. Mancher Ar-

schauen bekommen! Und doch, trotz aller Wunderdinge, die sie verrichten, leben die Menschen nicht glücklich. Der größte Teil der Menschheit, und gerade der Teil, der die Wunderwerke baut, lebt in Not und Knechtschaft. Nicht Wüsten und Gebirge, noch Flüsse und Meere sind es heute, die die Völker trennen. Der Schwierigkeiten, die sie dem Verkehr zwischen den Völkern bereiten, wird der Mensch leicht Herr. Gewinnsucht und Haß richten künstliche Schranken zwischen den Völkern auf und entzünden blutige Kriege. Neben den Wunderwerken, die den Menschen nützlich sind, werden andere, schreckliche gebaut: schnellfeuernde Gewehre, riesige Kanonen, Panzerschiffe und Kriegsluftschiffe. Mit ihrer Hilfe morden sich die Menschen gegenseitig; mit ihnen zerstören



beiter hat durch den Aufenthalt in der zusammengepreßten Luft trotz größter Vorsichtsmaßregeln Schaden an seiner Gesundheit erlitten. Endlich stießen die von beiden Seiten her sich entgegen Arbeitenden in der Mitte zusammen, und der Durchschlag des Tunnels konnte erfolgen. Im September dieses Jahres wurde er dem Verkehr übergeben. Jeden Tag besuchen ihn Tausende und staunen.

Dieses Wunderwerk haben die Menschen aus eigener Kraft zustande gebracht. Der Eibtunnel ist ein bereedtes Zeugnis dessen, was die Menschen vereint leisten können. Unsere Vorfahren vor zweitausend Jahren lebten als Jäger und Viehzüchter in unwegsamen Wäldern, in stetem Kampfe mit den Gefahren der Natur. In einem ausgehöhlten Baumstamm, dem Einbaum, vertrauten sie sich den Wogen an, im ungefügten Ochsenkarren führten sie auf Wanderungen ihre Habe mit sich. Wie anders ist's heute! Heute sausen wir in der Eisenbahn durch die Lande, segeln im Luftschiff dem Vogel gleich durch die Lüfte. Unsere Worte können wir in Minuten in die fernsten Gegenden senden. Brücken führen in schwindelerregender Höhe über die breitesten Ströme, und selbst unter dem Wasser hindurch legt der Mensch seine Straßen. Noch aber ist dem menschlichen Schaffen kein Ziel gesetzt. Was werden wir noch in den nächsten Jahren zu

sie die wertvollen Werte wieder, die sie geschaffen haben. So ist es gerade auch die Feindschaft zwischen den Völkern, die den Bau eines großen und wertvollen Tunnels verhindert: des Tunnels, der unter dem Meere hin von Frankreich nach England führen würde. Dieses Bauwerk, das mindestens 33 $\frac{1}{2}$ Kilometer lang würde, wäre für die Menschheit von größtem Nutzen. Doch bereits kämpfen Millionen in allen Ländern darum, die Armut abzuschaffen und den Frieden auf der Erde herzustellen. In nicht allzu ferner Zeit werden sie ihr Ziel erreicht haben. Dann werden die Kriegswaffen verrostet und keine Mordwerkzeuge mehr gebaut. Der freien und vereinten Arbeit der Menschheit werden aber keine Schranken mehr gezogen sein, und sie wird die größten Wunderdinge verrichten. Roland.

o o o

Alexander und Buzephalos.*

Von Hans Anrud.

Blaß und blau, dünn und mager stand der kleine Stadtlunge am Gatter und guckte nach den Schafen, die in der Nähe weideten, bereit,

* Aus Hans Anrud Jungen. Leipzig, Georg Meiseburger.

über den Zaun zu sehen, wenn sich eine Gefahr zeigte. Er überlegte, ob es nicht mit dem Widder möglich sein sollte, seinen großen Plan von Alexander und Buzephalos ins Werk zu setzen.

Da kam ein kleiner untersehter, breitgebauter Bursche daher, braun und schwarz auf einmal, die Hände wie ein Erwachsener bis an die Ellbogen in den Hosentaschen, mit langen Hosen, die einen lederen Hosensboden hatten, und mit wiegenden Schritten nach Art der Erwachsenen.

Der Stadtjunge fühlte unwillkürlich nach, ob er noch seinen Skalp hätte, und setzte die Mähe so, daß er nicht zu sehen war.

Vielleicht war es ein Indianer? Man mußte auf dem Lande auf alles gefaßt sein. Nein, die gingen nicht so gerade drauf los, wenn sie auf dem Kriegspfad waren — dieser lief gerade auf ihn zu.

Der Bauernjunge blieb stehen, spuckte wie ein Großer aus dem einen Mundwinkel und hütete sich, den Hosensboden zu zeigen. Es war zu dumm mit dem Hosensboden; keiner der anderen Jungen hatte einen solchen, und es hatte auch einen Lanz gegeben, bis die Großmutter das Leder hatte darauf sehen dürfen. Aber es war noch schlimmer, daß gestern beim Gewitter der Blitz hineingefahren war. Der Knecht auf Dpsal hatte es deutlich gesehen, wie er hineinfuhr — ja, er wußte selbst, daß das Leder den Blitz anzog —, und die Hosen waren seitdem so schwer gewesen. Und jetzt bliebe der Blitz darin, bis sie entzwei gingen, hatte der Knecht gesagt; aber dann verschwände er auch mit solcher Eile, daß der ganze Kerl umfiel.

„Bist du der Stadtjunge, der den Sommer auf Dpsal liegen soll, um fett zu werden?“

„Ja.“

„Ja, du siehst auch aus, als ob du es nötig hättest.“

Nein, das war kein Indianer, das war eher ein verkleideter Räuber.

Der Bauernjunge betrachtete ihn von oben bis unten. Er schien ihm nicht gerade ein forscher Kerl zu sein; es konnte nicht schwer sein, ihn durchzuprügeln. Aber wie furchtbar sein war er! Nirgends ein Lederstück.

„Hast du deine guten Hosen auch Werktags an?“

„Hm, es war gewiß ein verkleideter Räuber, wie sie in Italien zu Hause sind. Fiel die Lederhose von ihm, so stand er sicher in voller Rüstung da mit goldenem Gürtel und Pistolen.“

Es war am besten, sich nicht ängstlich zu zeigen; mutige Jungen gefielen den Räubern.

„Ich könnte noch einmal so feine Hosen haben, wenn ich nur wollte.“ Und mit verächtlicher Kopfbewegung wandte er sich gleichgültig um und sah wieder nach den Schafen.

Der Bauernjunge wandte sich auch nach dem Zaun um, stützte sich mit dem Ellbogen dagegen und legte die Backe in die flache Hand.

„Was du auch für feine Hosen hast — einen so riesengroßen Widder hast du doch noch nie gesehen, nicht wahr?“

„Aber ich habe den Elefanten gesehen; der ist dreimal, ja hundertmal so groß.“

„Aber nicht so stark. Ich kann ihn gerade festhalten, wenn ich ihn an den Hörnern packe, und dann ist er wütend.“

„Aber der Elefant ist so stark, daß hundert Mann, ja noch mehr dazu gehören, um ihn festzuhalten. Er könnte dich weit, weit wegschleudern, — ungefähr eine Meile weit.“

„Hm! Glaubst du vielleicht, ich wäre nicht stark?“

„Nicht so stark.“

Da spuckte der Bauernbursche in die Hände, ging einen Schritt vorwärts und stellte sich in Bereitschaft.

„Soll ich dem lieben Gott deine Schuhsohlen zeigen?“

Das klang drohend. Dem Stadtjungen fielen auf einmal alle Gefahren ein, denen seine Helden, Robinson, Karl von Rife und Gustav Vasa ausgesetzt gewesen waren. Als er auf das Land reiste, hatte er sich genau ausgedacht, wie er sich gegen Indianer und Räuber schlagen wollte; aber er konnte sich auf keinen einzigen Kniff besinnen. Es pflegte auch immer Hilfe zu kommen von irgendeinem, der im Hinterhalt lag! Er spähte schnell umher, ob nicht wenigstens Netta, das Kindermädchen, das mit war, um auf ihn aufzupassen, im Hinterhalt lag; aber er sah nur den Widder, der aufmerksam geworden war und den Kopf mit den großen trummen Hörnern emporgerichtet da stand und sie anstarrte.

Der Bauernjunge streckte den Arm aus, um ihn vor der Brust zu packen.

Da fiel ihm plötzlich etwas ein, was er in der Schule gehört hatte. Er heftete die großen, erschreckten Augen auf seinen Gegner und sagte:

„Sklave, wagst du es, Hand anzulegen an Cajus Marius?“

Der Bauernjunge ließ den Arm sinken. Dieser seltsame Ausspruch kam ihm gänzlich unerwartet. Es ging wohl auch nicht recht an, ihn

durchzuprügeln. Er trat ein paar Schritte zurück, und im selben Nu bekam er einen Stoß auf den Hosenboden.

Es war der Widder, der sich in den Streit mischte. (Schluß folgt.)

o o o

Die Nixen.

Von Friedrich Rückert.

Die Nixen han im Fluß viel Fisch,
Doch wollen s' Fleisch für ihren Fisch.

Ein Nixlein hätt' auch Fleisch gewollt,
Doch fand's in seinem Fluß kein Gold.

Da nahm's vom Karpfen Schuppen blank,
Trug sie ins Dorf zu Metzgers Bank.

Er strich für bare Münz es ein,
Und fand die Schuppen hinterdrein.

Und als es ihm dreimal war geschehn,
Da mußt er's seiner Frau gestehn.

Da sprach das Weib zum Metzger schlau:
Das tut gewiß die Wasserfrau.

Drauf, als das Nixlein wiederkam,
Der Metzger scharf ins Aug' es nahm.

Da war sie rings am ganzen Leib
Getan als wie ein andres Weib.

Nur hinten ihres Rockes Saum
War wie getaucht in Wasserschaum.

„Nun, fremdes Weiblein, tritt heran,
Daß ich dein Fleisch dir hauen kann.“

Sie wirft die Schuppen auf den Tisch
Und greift nach ihrem Fleische frisch.

Doch eh' sie recht es angepakt,
Ist ihr der Finger abgehakt.

Ihr Blut bespritzt die Metzgerei,
Und sie erhebt ihr Wehgeschrei.

Und aus der Flur und aus dem Wald
Erklingt es wieder tausendfalt.

Die Nixen kommen all herbei
Und fragen, was geschehen sei.

Und als sie's ihnen kundgetan,
Da heben sie ihr Wesen an.

Da wird dem Metzger schlimm zu Mut
Vor dem vergohnen Nixenblut.

Sie ziehn einher aus Fluß und Bach
Mit ihren Wogen tausendfach.

Sie wollen all mit ihrer Flut
Aufwaschen ihrer Schwester Blut.

Da waschen sie so lang ums Haus,
Bis es zerfällt in Schutt und Graus.

Sie waschen ums ganze Dorf so lang,
Bis das Wasser es gar verschlang.

o o o

Lebensgeschichte eines Massai.

Aus „Durch Massailand“. Von Joseph Thomson.
(Schluß.)

Moran verbrachte etwa zwanzig Jahre im Kriegerkral. Eines Tags wurde ihm gemeldet, sein alter Vater liege im Sterben. Kurz nach seiner Ankunft starb der Greis. Da er nicht im Kriege gefallen, sondern daheim gestorben war, so wurde sein Tod keiner Feierlichkeiten für wert erachtet, und Moran verlor keine Zeit, den Leichnam des Vaters auf die Schulter zu nehmen und außerhalb des Krals hinzuwerfen. Am anderen Morgen flog nur ein grimmes Lachen über sein Gesicht, als er bei seinem Morgengang einige frisch abgenagte Gebeine beiseite stieß und mehrere widerwärtige Hyänen und Marabustörche sich wegschleichen sah, während Geier ihm schwerfällig über den Kopf flogen. Die Massai glauben nicht an ein Leben nach dem Tode. Wenn der Mensch stirbt, so ist es nach ihrer Meinung mit ihm für immer zu Ende. Einen Leichnam aber zu begraben, heißt nach ihrer Anschauung den Erdboden vergiften; der Leichnam muß ohne Umstände den wilden Tieren vorgeworfen werden.

Moran war nun der einzige Erbe der Herden seines Vaters, denn seine jüngeren Brüder erhielten nicht ein Stück Vieh, soviel sie auch auf ihren Streifzügen erbeutet hatten. Wenn sie jedoch von jetzt an sich Kinder verschafften, so blieben diese in ihrem eigenen Besitz. Moran zog fürs erste noch das freie Leben im Kriegerkral vor. Doch entdeckte er nach einiger Zeit, daß seine Stärke etwas nachzulassen begann, und auch, daß er die strengen Speisevorschriften nicht mehr so gut wie früher vertrug. Er wollte es jedoch nicht erleben, daß er von jüngeren und frischeren Kampsgenossen aus der führenden Stellung verdrängt würde, die er sich im Laufe der Zeit unter den Kriegern erworben hatte. Deshalb entschloß er sich, aus dem Kriegerkral auszutreten, zu heiraten und notgedrungen ein ruhigeres Leben zu führen.

Nachdem er ein Mädchen gefunden hatte, das ihm gefiel, machte er mit dessen Vater

aus, wieviel Rinder er zu bezahlen habe, um das Mädchen zur Frau zu erhalten. Die Heirat wurde endgültig abgeschlossen, indem Moran und das Mädchen sich ihres bisherigen Ohrschmuckes entäußerten und sich mit einem solchen aus gewundenem Kupferdraht zierten. Die junge Frau legte die Kleidung der Unverheirateten ab und hüllte sich in zwei Hüte, von denen die eine von den Hüften, die andere von der Schulter herunterhing. Als deutlichstes äußeres Kennzeichen aber, daß Moran den Speer aus der Hand gelegt habe, mußte er jetzt einen Monat lang die abgelegte Mädchenkleidung seiner Frau tragen.

Moran wurde nunmehr ein anderer Mensch. Sein Bestreben war, eine Brut junger Rinderdiebe aufzuziehen. Die strengen Speisevorschriften des Kriegerkrals hatte er aufgegeben, und obgleich Fleisch und Milch seine Hauptnahrung blieb, so konnte er doch jetzt mit Pflanzenkost abwechseln, die seine Frau von benachbarten Ackerbau treibenden Stämmen eintauchte. Auch durfte er sich jetzt gewissen verschwenderischen Liebhabereien hingeben. Er machte sich eine besondere Schnupf- und Kautabakdose von Elfenbein oder Rhinoceroshorn, und er hatte seinen Spaß daran, ihren Inhalt mit dem der Dose seines Freundes auszutauschen. Er tauchte Tabak mit Natron vermischt, rauchte aber nie. Auch liebte er es, sich mit seinen Freunden zusammenzusetzen und bei dem aus Regerkorn bereiteten Bier und bei Met ein Bechgelage abzuhalten.

Mit dieser Veränderung in seiner ganzen Lebensweise ging eine entsprechende Umwandlung seines Charakters Hand in Hand. Es machte ihm Spaß, mit den Händlern zu plaudern, die zu töten und zu quälen er sich früher gerühmt hatte. Zum Zeichen seiner friedlichen Absichten bespuckte er die Händler und ließ sich von ihnen bespucken. Manches Mal nahm er die durchziehenden Kaufleute unter seinen Schutz oder warnte sie vor drohendem Unheil. Bei seinen Geschenken war er nicht geizig und gab gewöhnlich mehr, als er empfing. Man sagt ihm auch nach, daß er versprengte Träger beschützt und sich zurückgelassener Kranker angenommen habe. Wie seine Wildheit sich allmählich milderte, nahm auch sein Gesicht einen sanfteren Ausdruck an, und der finstere Blick verschwand mehr und mehr. Zwar beteiligte sich Moran zum Zeitvertreib noch an einigen Kriegszügen. Im übrigen aber brachte er seine Zeit damit zu, die alltäglichen Fragen unendlich zu besprechen. Auch unternahm er Reisen

zum Besuch seiner Freunde. Seine Frau blieb zu Hause, um das Vieh zu melken, oder machte gelegentlich Ausflüge zu benachbarten Stämmen, um Korn einzutauschen. Am glücklichsten fühlte sie sich, wenn Händler mit einer Trägerkarawane durchkamen und sie Geschenke von Eisendraht und Perlen erhielt. Morans Frau wurde aber früh alt und häßlich, und er nahm sich deshalb eine zweite. Nun wurde der ersten aller Eisendraht abgenommen, um damit die Neuwähle zu schmücken. Zuletzt waren auch Morans Tage gezählt, und wie einst er selbst mit dem Leichnam seines Vaters verfahren war, so verfuhr auch sein Sohn mit dem seinigen. Der Sohn lud Morans Leichnam auf die Schulter, trug ihn vor den Kral hinaus und warf ihn hin. Bald ließ sich das greuliche Gelächter der Hyänen vernehmen, die im Bunde mit Seiern und Marabustörchen beim Mondenschein das Fleisch des Leichnams von den Knochen rissen. Als die Sonne morgens über der unendlichen Grasenebene aufging, da war von dem einst so herrlichen Körper des stolzen Moran nichts übrig geblieben als ein Schädel und einige blutige Knochen. Und die jungen Buben des Krals spielten damit und lachten, wenn sie einander damit warfen.

o o o

Wundersame Reise einer Mählenmaus und ihr trauriges Ende.

Von Fr. Prischow.

(Schluß.)

Nichtig stieß Flix auch alsbald auf eine Maus, die ihn freundlich begrüßte und ihn neugierig ausforschte. Er aber hielt mit seiner Erzählung zurück und fragte nach dem Oberhaupt der Schloßmäuse. Die Schloßmaus sah ihn erstaunt an und sprach:

„Wir Mäuse sind hier alle eins!
Ein Oberhaupt? Wir haben keins.“

Wie, kein Oberhaupt? Flix wollte es nicht glauben und dachte, die Maus wollte ihn zum besten haben. Es kamen aber noch mehr Mäuse herzu, die alle bestätigten, was die erste Schloßmaus gesagt hatte. Nun fragte er die Mäuse, ob sie ihm denn nicht sagen könnten, wo der König aller Mäuse wohne. Die erste Maus antwortete:

„Wir bieten unsre Hilfe gern,
Dir beizustehen nah und fern.
Ein König aber ist im Land
Bei allen Mäusen unbekannt.
Wir haben weder Herr noch Knecht;
So dankt's uns Mäusen gar nicht schlecht.“

Ja, da wußte Flix nicht, was er tun sollte. Er war doch zum König gesandt, um dessen Hilfe gegen die schrecklichen Raben zu erbitten. Und nun gab es gar keinen König! Was würden die Mühlenmäuse daheim wohl sagen, wenn er die erhoffte Rettung nicht brachte? In seiner Ratlosigkeit erzählte Flix den umstehenden Mäusen, weshalb er zum König der Mäuse wollte und müsse. Er fragte sie, was nun geschehen solle. Die Mäuse steckten für einen Augenblick die Köpfe zusammen. Dann näherte sich wieder die erste Schloßmaus dem niedergeschlagenen Flix und sprach:

„Ihr müßt euch selber helfen — wißt,
Ihr habt doch eure Beine.
Die helfen gegen Rabenbisse
Durch Schnelligkeit alleine.
Und nützt das nichts, so müßt ihr fort,
Sucht selbst euch einen sichern Ort.“

Flix wußte nicht, was er tun sollte. Er rief nur immer: „Ich muß zum Mäuselkönig!“ Die Schloßmäuse ergößten sich an seiner Mut- und Ratlosigkeit. Sie schlossen einen Kreis um den armen Fremdling, tanzten und sangen:

„Mehr könnt ein König auch nicht tun,
Ein König aller Mäuse.
Keht heim und laß die Reise ruhn,
Die Reise, die Reise!
Sei gut!
Hab' Mut!
Nur Mut, Mut, Mut!“

Da richtete sich Flix stolz auf. Ja, er wollte wieder Mut fassen und heimkehren. Getreulich wollte er alles erzählen, mochte es ihm dann auch noch so schlecht ergehen. Und am Ende hatten die Schloßmäuse ja ganz recht. Ehe Flix ging, bewirteten diese ihn auf das beste, und sie begleiteten ihn bis zum Schloßteich, wo man Abschied voneinander nahm.

Nun marschierte Flix darauf los, ohne sich auch nur einmal umzusehen. Dabei überlegte er sich die Ratschläge der Schloßmäuse hin und her. Je mehr er sie erwog, desto besser gefielen sie ihm. Ja, er wollte es den Seinen sagen: sie sollten sich selber helfen und nicht auf fremde Hilfe warten, da sie doch selbst die Kraft zum Handeln hatten. Wie der Morgen graute, da stand Flix schon wieder am Ufer des Flusses, der ihn auf dem Heubündel nach der Stadt gebracht hatte. Er dachte an die guten Schnatterenten, die ihn glücklich ans Land gerettet hatten und so hilfsbereit gewesen waren. Da hörte er sie im nahen Schilf leise schnattern. Sofort ging er näher an das Schilf heran und

tat einen Pfiff. Die Wildenten erkannten den Mäuselpfiff und kamen sogleich hervor. Sie begrüßten ihren Freund und fragten nach seinem Begehrt. Flix teilte ihnen mit, daß er die Heimreise angetreten habe. Ob sie ein Versteck für ihn wüßten, und wie er am schnellsten in die Heimat käme. Die Enten hielten miteinander Rat. Sie schnatterten lange nach ihrer Art. Endlich sprach eine von ihnen zu Flix:

„Komm, — auf meinem Rücken reite;
Fliege mit ins Land, ins weite!
Jetzt wird durch die Luft gesaußt,
Dorthin, wo die Feldmaus haust!
Sie hat es zuerst gewußt,
Daß du in die Stadt gemußt,
Daß allda der König wohnt. —
Komm, — die Mühe wird belohnt!“

Nun, Flix wollte nichts unversucht lassen. Ja, es war das beste, sich noch einmal bei der Feldmaus zu erkundigen. Vielleicht gab es doch einen König der Mäuse. Flix überlegte. Würde er auch nicht vom Rücken der Wildente herabfallen? Aber herrlich müßte es doch sein, so durch die Lüfte zu sausen! Nun war er bereits auf einem Wagen gefahren, auf einem Schiff über das Wasser geschwommen und auf einem Frosch geritten. Jetzt wollte er auch noch durch die Luft fliegen. Flix stieg also auf den Rücken der Ente — und fort ging es. Im Anfang wurde ihm schwindelig, und er schloß die Augen. Aber der sanfte Flug beruhigte ihn, so daß er sich getraute, die Augen zu öffnen. Die Sonne war eben aufgegangen und vergoldete mit ihren Strahlen die Kronen der Bäume und die Höhen ringsumher. Jetzt gewahrte er auch, daß die übrigen Enten in einer schnurgeraden Reihe folgten — nur eine von ihnen flog zu seiner Seite. Flix hatte der Ente den Ort bezeichnet, wo die Feldmaus wohnte. Nach einiger Zeit überflogen sie einen großen dunklen Wald. Dahinter lag die Wiese, auf der die Feldmaus hauste. Die Enten ließen sich auf die Wiese herab und setzten sich ruhig und still in das niedrige Gras. Flix aber pfiff die Feldmaus herbei, die auch sogleich zur Stelle war. Er führte sie vor die Enten. Nun sollte die Feldmaus genauen Bescheid über den Mäuselkönig geben. Sie sprach:

„Ihr fragt mich arme Maus:
Wo steht des Königs Haus?!
Die Ruhme hat zu mir gesagt,
Als ich sie einst danach gefragt:
Der König wohnt in der Stadt,
Die viele tausend Häuser hat.“

Da fragte die erste Ente, wo die Stadt liege, und wo die Ruhme sei. Man müßte die Ruhme selbst fragen. Nun antwortete die Feldmaus:

„Es ist schon lange her,
Die Ruhme lebt nicht mehr.
Sie hatte schon die Sichel
Und fiel dem Tod zur Beute.
Und starb der König nicht,
So lebt er wohl noch heute.
Mehr kann ich euch nicht sagen
Auf alle eure Fragen.“

Darauf hielten die Enten schnatternd Rat. Es würde doch das beste sein, Flix lehre heim. Er solle den Mühlenmäusen getrost die guten Ratschläge der Schloßmäuse überbringen. Der König Habersatt war gewiß längst gestorben, und von einem anderen König wußte niemand etwas. Gern wollten die Enten Flix auf ihrem Rücken in seine Heimat tragen.

Wie sie noch so im Grase saßen und hin und her redeten, da ertönte plötzlich von ferne ein Knall. Erschrocken starrten sich die Enten an. Die Feldmaus aber rief:

Ihr Enten fliehet alle fort,
Ein Unglück gibt's an diesem Ort.
Ihr Enten hört, ich gebe kund:
Der Jäger kommt mit seinem Hund!“

Rasch kletterte Flix auf den Rücken der ersten Ente, und rauschend erhoben sich die Vögel in die Lüfte. Es waren aber mehrere Jäger ausgezogen, in Feld und Wald zu jagen. Raun hatten sich die Enten erhoben, da krachte ein Schuß. Dem armen Flix stießen abgeschossene Federn um die Ohren. Dann stürzte er zu Boden, brach das Genick und war tot. So endete der tapfere Flix in der Erfüllung seiner Pflichten.

Die Mühlenmäuse daheim aber warteten und warteten. Flix kam nicht zurück. Die schrecklichen Katzen fraßen beinahe die ganze große Verwandtschaft auf. Die wenigen überlebenden Mäuse waren klug genug und ließen sich nicht erwischen. Deshalb leben sie heute noch.

o o o

Herbstwanderung.

Von Emma Bölg.

Der Himmel ist klar, weht der Wind auch
fals,
Komm Kind, wir gehn durch den herbst-
lichen Wald!
Ihre letzten Blätter die Buche läßt,

Die Birke schüttelt ihr kahles Geäst.
Gelb schimmert das Eichblatt wie Sonnen-
glut.

Die Brombeerbüschle leuchten wie Blut.
Am Boden glänzt es gelb, braun und rot,
Das Kind fragt: „Ist denn der Wald nun
tot?“

Da raschelt's am Boden, da knackt ein Ast,
Da flieht es vorüber in scheuer Hast,
Den Stamm hinauf und von Baum zu
Baum,

Halb fallend, halb springend, man sieht es
kaum:

Ein Eichhörnchen ist es, mit buschigem
Schwanz.

Nun sitzt es hoch oben nach lustigem Tanz
Und schaut fröhlich herab in die bunte Welt.
Schon längst ist sein Winterneest fertig-
gestellt,

Mit Eichel und Nüssen ist's reichlich ver-
sehn,

Nun kann es getrost in den Winter gehn. —
Kind horch! Von dem Wipfel der Tanne
erklingt

Das lustige Lied, das der Kreuzschnabel
singt.

Wenn die Sommervögel gewandert sind,
Ueber leere Felder streichet der Wind,

Wenn gen Himmel starret blattloses Geäst,
Dann hält er fröhlich sein Hochzeitsfest.

Es schützt sein Nestchen vor Hagel und
Schnee

Dichtes Tannengezweig in lustiger Höh,
Und schneit es manchmal in die Wiege
hinein,

Ei, so kann auch nicht jeder ein Kreuzschnabel
sein!

In's niedrige Knieholz ein Häselein springt,
Auf dem Wildgatter schmetternd ein Zaun-
könig singt.

Nun gehn wir zurück übers schlummernde
Feld,

Schon ist's für die künftige Ernte bestellt.
Es sinket die Sonne, mit feurigem Gold
Schreibt sie an den Himmel: Die Erde ist
hold.

Verantwortlich für die Redaktion:
Frau Clara Betlin (Bundel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck u. Verlag J. G. B. Dietz Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.